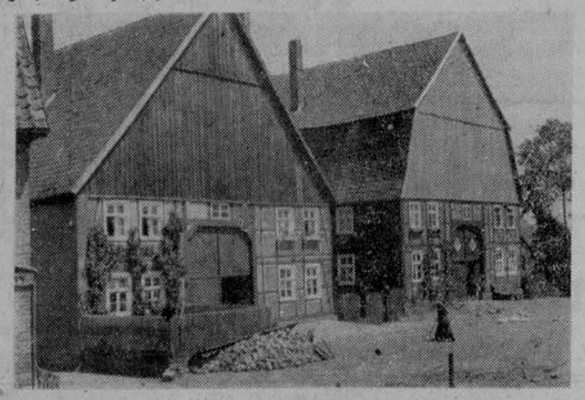
Die Straßen selbst sind überklebt von dem gelben Lehm der fruchtbaren Börde. Wir sehen ihn auch auf den Schuhen, Hufen und Wagenfelgen, die sich zwischen dem Ackerfelde und der Hofstatt hin und her bewegen. Lehm, Dungreste, verstreute Strohhalme und Futterrüben verdichten sich immer mehr, je näher wir von der Feldflur her zu dem eigentlichen Siedlungskerne unter dem Schutze der Kirche herankommen.



Dorfstraße von Daseburg.

Die Hauptstraßen in den Dörfern sind breit. Zwischen der Abflußrinne der Straße und der eigentlichen Baulucht der Häuser dehnt sich meistens noch eine breite angerartige Fläche aus, auf der Ackergerät und ganze Wagen Platz finden. Aufn. (3): Dr. Maasjost.

Wir gehen durch eine der schmalen Dorfstraßen und schauen in die engen Höfe hinein. Das ursprüngliche Stammwirtschaftshaus, das zweistöckige Vierständerhaus, das Mensch, Vieh und Erntevorräte unter einem Dach barg, hat sich längst erweitert durch Stallungen und Scheunen. Die Scheunen finden jedoch meistens auf dem Hof keinen Platz mehr und werden an den Dorfrand gebaut. Befinden wir uns in der Erntezeit, so können wir der Dorfstaffel über Feld, Weide, Garten, Haus eine zweite parallel stellen von dem Aehrenfeld über die Diemen und Dorfscheunen zu den Kornbühnen und Kornhäusern. — Das sind die Beziehungen zwischen dem Bauern und seinem Arbeitsfeld.



Bauernhäuser aus Großeneder.

Das ursprüngliche Bauernhaus in den Dörfern ist das zweistöckige niedersächsische Vierständerhaus mit der Wohnseite zur Straße.

Aber nicht nur der Charakter, sondern auch die Lage der Dörfer zeigt Bezogenheiten zwischen den Menschen und seiner Landschaft. Da taucht plötzlich in einer versteckten Ecke ein Dorfbrunnen auf, oder es weitet sich ein großer freier Platz mit einem steinummauerten Teich in der Mitte. Seine Spiegelfläche, die Lößstaub und Federn trüben, hebt sich kaum gegen Straße und Mauer ab. Schauen wir jedoch näher hin, so gewahren wir an einer Stelle eine klare Fläche, und wir sehen kleine Bläschen aufperlen. Der Feuerteich ist ein Quellteich. Wir sind überrascht, wenn wir feststellen, daß fast jedes Dorf, ja selbst jeder Gutshof in der Börde seine Quelle hat, mag diese in einem breiten offenen Teich oder in einem versteckten Dorf- oder Gartenbrunnen bestehen. So eng ist die Beziehung zwischen dem Bauern und seinem Boden. Aufs feinste hat der Mensch den Raum auf seine Siedlungsfähigkeit abgetastet. Am Bache oder am klaren Quell baute er den Hof, das Dorf. Wir verstehen es umsomehr, als die Beziehung zum Wasser in früheren Jahrhunderten, als es noch keine Pumpen und Wasserleitungen gab, eine größere Rolle spielte. Die Dörfer der Börde aber sind alt und reichen meist in eine Zeit von 1000 bis 1200 zurück. Ihre Zahl würde fast noch um das doppelte größer sein, wenn nicht zuviele in wüsten Kriegszeiten untergegangen wären. Da nun die Quellen und Bäche Rillen und Mulden in den Boden hineinschneiden und die Börde in sanft geschwellte Ackerlandrücken und flache Wiesenniederungen zerlegen, wird uns klar, warum die Dörfer trotz der offenen Landschaft verborgen liegen. Man spricht von Nest- oder Muldenlage, wobei die Nestlage vor allem am Kopf der Quellen zum Ausdruck kommt. Die Quellbrunnen und -Teiche, verbunden mit der unregelmäßigen Stellung der Häuser und Höfe, bringen in das Dorf etwas Lebendiges, Bewegtes hinein. Jede Hofstatt ist anders; hier springt ein Stück Garten in die Straße vor, dort ein Wohnhaus, hier eine Mauer, dort ein Holzzaun, eine Dungstätte, ein Schuppen: das Individuelle bricht durch; das Dorf ist schon eine Gemeinschaftssiedlung im Gegensatz zum



Quellteich von Eissen.

Es ist auffällig, daß die meisten Dörfer in der Börde am Kopfe einer Quelle liegen. Diese hat meist ihren Ursprung in einem Dorfteich, bekannt unter dem Namen „Feuerteich".

Einzelhof des Münsterlandes. Aber es ist keine schematische Siedlung geworden, und dem selbsttätigen Gestalten blieb freier Spielraum. Daher ist das Dorfbild auch nicht mit einem Male zu erfassen. Die Häuser stehen nicht geordnet, sondern unregelmäßig und durcheinander nach Richtung, Größe und Form. Sie stehen zu Hauf — wir sprechen von einem Haufendorf — und dieses Dorf zerfällt in einzelne Teilräume, die überall dem Suchen und Deuten freien Spielraum lassen.

Wie sieht das Dorf im wechselnden Arbeitsfelde aus?

Wenn im Frühjahr die Grauammern von den Obstbäumen an den Straßen ihren eindringlichen Steppenruf erschallen lassen und über den Feldern die Lerchen trillern, dann erwacht auch das Leben in den Dörfern: Es gackern die Hennen in den Höfen, auf den Straßen schnattern die Gänse und über den Dächern kreisen die Tauben. Sie schwärmen fort zu den Feldern, wo der Landmann bereits Furche an Furche legt, während drinnen in den Höfen Gefährt um Gefährt die Dungstätte verläßt.

Die Saat grünt auf: Roggen, Weizen und Gerste wuchern um die Wette. Nun nimmt der Bauer die Geräte von der Wand und fettet die Maschinen. Denn über Nacht ist das Getreide in die Halme geschossen. Die Felder beginnen zu blühen, weiche Staubschleier heben sich von den Aehren ab und wehen in die Dörfer und Gehöfte hinein. In den Dorfwiesen beginnt die Heuernte. Es knattern die Mäher, es knirschen die Wender und Harken. Vollgeladene Wagen streiten um den Platz in den engen Straßen.

Im Felde reift die Gerste; eine Körnerernte folgt der andern. Während hier noch der Roggen in den Nichten steht oder die hochgeladenen Wagen den Getreidehang hinab zum Dorfe schwanken, rattern schon nebenan die Mähmaschinen im goldgelben Weizenfeld. Die Ernte verlangt größten Kräfteeinsatz in kürzester Zeit. Wagen fahren aus, und Wagen fahren ein, und alle diese Arbeit zwischen Feld und Dorf begleitet das Summen und und Brummen der Dreschmaschinen bis in den September, Oktober hinein. Dann verstummen sie eine Weile. Die Zuckerrübenernte hat begonnen und die Herbstsaat muß bestellt werden. Kaum ist die junge Saat aufgekeimt, da setzt in den Dorf- und Feldscheunen von neuem das Summen und Heulen der Dreschmaschinen ein, und immer wieder sehen wir rüstige Männer und Frauen bei der Arbeit in der staubigen Scheunenluft. Dann aber beginnt die stille Arbeit in den Ställen; denn das Vieh, das in den Wintermonaten die Dorfweide entbehren muß, bedarf jetzt besonderer Pflege. Es kommt das Frühjahr und mit ihm beginnt der Rythmus der Arbeit von neuem und wieder erneuert sich dasselbe Bild in Dorf und Feld.

Wir fassen zusammen:

1. Die Dörfer in der Börde liegen in flachen Senken an Quellen und Bächen.
2. Ihre Gestalt ist unregelmäßig in der Führung der Straßen, in Anordnung und Lage der Höfe und gemeinsamen Dorfplätze (Haufendorf).
3. Es besteht die engste Bezogenheit zwischen dem Dorfbilde und dem Leben in dem Getreidefeld.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 65 — **20. August 1938** — **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1
17)

Roman von Wolfgang Marken

Des Domkantors Gesicht wurde betroffen.

„Aber das ist doch nicht möglich!"

„Ach, es kommt noch schöner, Herr Domkantor. Denken Sie, ich hab' da so ein Gesichtswasser, und jeden Abend, wenn ich zu Bett gehe, reibe ich mir das Gesicht ein — nun ja, ein bißchen eitel ist ja schließlich jede Frau — und als ich das tue, da kommt es mir vor, als wenn das Gesichtswasser dicker wär' als sonst. Als nun mein Mann aufspringt und ganz mörderlich über die Kieselsteine schimpft, da mache ich Licht, und was denkens, Herr Domkantor, wie mein Mann mich dann anschaut, sieht er in ein pechschwarzes Gesicht. Wie ein Schornsteinfeger schaute ich aus. Irgendein Hallodri hat Tinte oder eine andere schwarze Flüssigkeit in mein Gesichtswasser getan."

Der Domkantor stöhnte. „Um Gottes willen, das ist doch unfaßbar, das bedaure ich ungemein, Frau von Autenaar, ich werde die Sache unverzüglich untersuchen."

„Aber nein, Herr Domkantor, das werdens net tun. Ist ja ganz leicht wieder abgegangen, und über den alten Käs haben wir auch nur gelacht."

Der Domkantor sah kopfschüttelnd von einem zum anderen. Was meinen sie nur wieder mit dem alten Käse?

„Ne wahr, da staunens, Herr Domkantor? Denkens nur, da hat so ein Hallodri einen Käse in die Uhr gesteckt, der hat gestunken, daß ich es hab' nicht mehr aushalten können. Mein Mann hat alles um und um gestülpt, ist auf den Stuhl gestiegen und ist mit ihm zusammengekracht, und es hat lange gedauert, bis er den alten Käs' in der Uhr gefunden hat."

Der Domkantor war wie erschlagen. Das kannte er doch an seinen Buben überhaupt nicht. Aber sicher waren sie die Übeltäter. Die größte Überraschung für ihn war, daß Frau Broni und vor allem auch Herr von Autenaar die Angelegenheit anscheinend von der heiteren Seite nahmen.

„Herr von Autenaar", sagte der Domkantor bedauernd, „die schlimme Sache werde ich untersuchen, obwohl ich mich sehr freue, daß Sie die Angelegenheit mit Humor aufnehmen. Aber dafür sorge ich, daß sich ein solcher Fall nie wieder ereignet. Ja, ja, Kinder haben es in sich. Sie sind gut und boshaft zugleich."

Herr von Autenaar kam sich in diesem Augenblick edel vor, als er großartig sagte: „Lassen Sie es nur, Herr Domkantor. Meine Broni hat schon recht. Es ist alles nicht so schlimm, und schließlich sind wir doch auch einmal jung gewesen. Also ich möcht' keine Bestrafung der Buben!"

Der Domkantor drückte beiden herzlich die Hand.

Stephan Inniger schritt durch die Diele und wollte in den Domspatzensaal, wo die Jungen eifrig mit Briefeschreiben beschäftigt waren.

Da traf er auf Corinne, die eben Frau Rogaller auf ihr Zimmer gebracht hatte.

„Mister Rogaller ist gestorben", sagte Corinne ernst.

„Richard Rogaller?" entfuhr es Inniger erschrocken.

„Nein, William Rogaller, der Chef der Rogaller-Werke. Direktor Severin ist eben gekommen und hat uns die unglückliche Nachricht gebracht."

„So plötzlich?"

„Ja. Er ist an den Folgen einer Explosion gestorben."

„Und wie nimmt es Frau Rogaller auf?"

„Es hat sie sehr erregt, aber sie ist jetzt wieder ruhig. Zwischen den Eheleuten bestand seit Jahren kaum mehr das, was man eine Gemeinschaft nennen kann."

„Und weiß es Richard Rogaller schon?"

„Nein. Direktor Severin will ihn heute nachmittag besuchen, um ihm alles zu sagen."

„Ob es gut ist, wenn man ihn so erregt?"

„Dem Sohne ging es nicht anders als der Mutter. Nein, nein, um Richard sorge ich mich nicht, ihm wird zumute sein, als sei ein fremder Mensch gestorben. Das ist bitter, Herr Domkantor, aber es ist ehrlich."

* * *

Kurz darauf nahm sich der Domkantor Peter Waldbauer und Ludwig Seidemann vor und erzählte ihnen ausführlich von dem Anschlag, den man auf Herrn von Autenaar und seine Frau ausgeübt hatte.

Es wurde ihm schwer, ernst zu bleiben, aber er mußte es. Er sah auch deutlich, wie der Peter sowohl als auch der Ludwig mit dem Lachen kämpften und große Mühe hatten, ernst zu sein.

„Und nun wißt ihr's", schloß der Domkantor. „Du, Peter, wirst mit den Kleinen sprechen, und du, Ludwig, mit den Großen, und morgen früh will ich, daß sich der Schuldige bei mir meldet. Im Vertrauen zu euch gesagt: Es wird ihm nicht schlecht ergehen. Herr und Frau von Autenaar haben mich gebeten, von irgendeiner Bestrafung abzusehen. Ich will den Buben also nicht strafen, aber ich will wissen, wer es war, damit ich einmal ganz vernünftig mit ihm sprechen kann, denn wenn das Schule macht, dann erwacht vielleicht zuviel Bosheit und macht uns die Gemeinschaft ungut. Ihr habt mich doch verstanden?"

„Jawohl, Herr Domkantor", entgegneten sie beide.

Und der Domkantor wußte genau, daß sich der Schuldige morgen früh bei ihm melden würde.

Peter und Ludwig sprechen dann gemeinsam über den Fall und sie kommen überein, die Angelegenheit mit den Domspatzen heute abend im Pavillon kurz vor dem Schlafengehen in Ordnung zu bringen. Vorläufig sollte die Sache ruhen.

* * *

Frau Anna rüstete sich, um mit dem Bertl hinüber ins Domspatzenhotel zu gehen. Sie freute sich förmlich darauf, und Richard Rogaller, der unweit von ihr stand, schien es zu spüren.

„Sie gehen hinüber, Frau Anna?"

„Ja", gab Frau Anna zurück und fuhr lachend fort: „Und Sie müssen schön brav hierbleiben, wie es der Arzt bestimmt. Jede Aufregung muß vermieden werden, jede Anstrengung. Es ist notwendig, Herr Rogaller, daß Sie so kräftig wie nur möglich sind, wenn der Tag der Operation kommt."

Robert Rogaller sah zu Boden.

„Der Tag meines Todes", sagte er ernst.

„Nein", entgegnete Frau Anna ruhig, „der Tag, an dem Sie dem Leben neu geschenkt werden. Sie müssen es glauben, Herr Rogaller."

„Oh, ich will es nur zu gern, aber es fällt mir so schwer."

„Soll ich Fräulein Corinne und Ihre Mutter von Ihnen grüßen?"

„Ja, ich bitte Sie darum, und ich bitte Sie noch um eins."

„Und das wäre?"

„Sie wissen, daß — — — Corinne krank ist."

Frau Anna nickte.

„Sie führt seit vielen Jahren einen verzweifelten Kampf um ihre Gesundheit, einen Kampf, von dem ich nicht weiß, ob er mit oder ohne Erfolg geführt wurde. Manchmal erscheint es mir, als habe Corinne mit allem abgeschlossen, und dann kommen wieder Stunden, wo eine förmliche Lebensangst, ein wahrer Lebenshunger bei ihr durchbricht. Dann bangt mir, daß ich sie bald verlieren müßte. Die Ärzte haben ihr geraten, nach Ägypten zu gehen. Sie war bereits einmal unten in Ägypten, aber sie hat es nicht ausgehalten und hat die Kur nicht durchgeführt. Sprechen Sie doch einmal mit ihr, vielleicht gelingt es Ihnen als Frau, Corinne zu überzeugen, daß ihr ein paar Monate Ägypten vielleicht helfen können."

„Ich will es gern tun."

Sie reichte ihm freundlich die Hand, rief ihren Buben, und mit Peter Waldbauer zusammen verließen sie das geheimrätliche Haus.

Sie sah nicht den leidenschaftlichen Blick Richards, der ihr folgte und der nicht von ihr ging, bis sie im Walde verschwunden war.

Der dumpfe Druck, der immer auf ihr lag, verließ sie, als sie mit dem Bertl, der munter auf sie einschwatzte, und mit dem stillen Peter Waldbauer durch die grünen Räume des Waldes schritt.

Die Fröhlichkeit des Herzens erwachte wieder, und sie scherzte und lachte mit ihrem Buben.

Mit feierlichem Gesicht ging der Peter Waldbauer einher. Seine Gedanken waren bei seiner Mutter, bei der stillen, ernsten, kleinen Frau, die seit der Geburt des zweiten Kindes kränkelte, die sich aber trotzdem zusammenriß und sich nicht unterkriegen ließ. In mustergültiger Weise stand sie dem großen Hauswesen vor.

Sie war immer eine gute Mutter gewesen. Eine so gute Mutter, wie es Frau Anna zu ihrem Buben war. In dieser Stunde erfaßte ihn das Heimweh.

Als sie das Domspatzenhotel erreichten, kam ihnen der Domkantor entgegen, und seine Augen leuchteten, so daß Frau Anna ein wenig verlegen wurde.

„Schöner Tag, schöne Gäste", sagte Stephan Inniger herzlich und drückte Frau Anna die Hand. „Die Jenzi und Frau Loni warten schon auf Sie. Sie wollen in der kleinen Laube mit Ihnen zusammen Kaffeetrinken, und wenn es Ihnen recht ist, Frau Anna, dann werde ich mich zu Ihnen setzen."

„Natürlich ist es mir recht. Wie lange genießen Sie nun schon die Ferien?"

„Eine reichliche Woche", gab der Domkantor gutgelaunt zurück.

„Aber richtig zur Ruhe sind Sie noch nicht gekommen."

„Nein, das habe ich auch nicht erwartet. Wenn man siebenundvierzig junge Menschen zu betreuen hat, da gibt es doch allerhand zu tun."

„Und der liebe Herr Domkantor kommt nicht zum Ferienmachen."

Fast zärtlich sprach sie es aus, und der Domkantor empfand eine große Freude bei ihren Worten.

„So schlimm ist es nun auch wieder nicht. Der Peter Waldbauer und der Ludwig Seidemann unterstützen mich ja, und die Buben sind ja so brav", dabei strich er Bertl über das braune Haar, daß er ganz verlegen wurde.

„So, Bertl, nun geh zu deinen Kameraden, sie sind im Pavillon und studieren ein neues Spiel ein. Ein Ballspiel, das auch dir Freude machen wird."

Das ließ sich der Bertl nicht zweimal sagen, mit ein paar Sätzen war er davon, und der Domkantor bot Frau Anna seinen Arm an.

* * *

Währenddessen war Direktor Jules Severin zu Richard Rogaller gegangen und hatte ihm gesagt, daß sein Vater, William Rogaller, gestorben ist.

Richard zuckte zusammen, als er das hörte, aber er blieb doch ruhig und starrte nur eine Weile vor sich hin, dann wandte er sich zu dem Direktor und sagte langsam: „Hat Ihnen meine Mutter schon gesagt, daß ich das Unternehmen umgestaltet zu haben wünsche?"

Severin zuckte unmerklich zusammen.

„Allerdings, Mister Rogaller", entgegnete Direktor Severin, sich zu einem Lächeln zwingend. „Eine solche Umstellung ist aber nicht so einfach, wie Sie vielleicht glauben. Bevor man einen so schwerwiegenden Entschluß durchführt, ist es doch wichtig, daß man es sich einmal gründlich überlegt."

„Das ist bereits geschehen, Mister Severin. Wann kann die Umstellung erfolgen?" entgegnete Richard schroff.

Direktor Severin wandte sich wie der Wurm, der getreten war.

„Wir haben Verträge laufen, Lieferungsverträge, die erfüllt werden müssen und unserem Werk für acht bis zwölf Monate Arbeit geben." Severin trat der Schweiß auf die Stirn.

„Machen Sie alle Verträge rückgängig."

„Das ist unmöglich, Mister Rogaller", wehrte sich Severin entsetzt, „die Konventionalstrafe würde in die Millionen gehen. Sie dürfen nie vergessen, daß die Rogaller-Werke zwölftausend Menschen Arbeit geben und damit ein großes wirtschaftliches Positivum sind. Wir erzeugen Waffen und Munition. Man kann darüber streiten, ob das moralisch ist oder nicht. Jedenfalls ist die Situation aber so, daß die Konkurrenz nur darauf wartet, daß wir die Waffenfabrikation aufgeben, und was wir nicht mehr herstellen, würde dann die Konkurrenz herstellen."

Richard wehrte müde ab.

„Ja, ja, Sie haben vollkommen recht, Direktor Severin, aber ich kann es nicht mehr tragen, ich kann es mit meinem Gewissen nicht mehr verantworten. Ich nicht. Ich habe einmal in das grauenvolle Antlitz des Krieges gesehen und miterlebt, wie Tausende und aber Tausende unschuldige Menschen starben. Ich will nicht mitschuldig werden, daß Menschen sterben, durch unsere Waffen, die wir erzeugen. Wenn es andere tun, ich kann es nicht ändern. Gebe Gott, daß ich wieder ein gesunder Mensch werde, daß ich drüben den Kampf führen kann gegen alle die Werwölfe, die aus dem Kriege ein Geschäft machen. Es darf nur staatliche Waffenfabriken geben. Nur der Staat hat das Recht, die Waffen für sich zu schmieden, die er braucht. Jeder freie Handel mit Waffen und Munition ist ein Verbrechen an der Menschheit."

Direktor Severin war ein kluger Mensch. Er versuchte jetzt nicht, Richard umzustimmen. Es galt ihm, nur Zeit zu gewinnen, aber gerade in diesem Punkte erwies sich Richard Rogaller als hartnäckig.

„Ich verlange von Ihnen, daß Sie die Rogaller-Werke binnen vier Monaten umstellen! Und ich verlange von Ihnen, daß Sie unsere Lieferungsverträge versuchen rückgängig zu machen. Ich will nichts mehr damit zu tun haben."

„Es ist unmöglich, diese Umstellung in vier Monaten zu bewerkstelligen, ohne daß die Werke Schaden erleiden."

„Warum soll das unmöglich sein? Zeigen Sie doch einmal, was in Ihnen steckt, Direktor Severin, Sie sollen es nicht zu bereuen haben."

„Ich werde alles tun, was möglich ist, Herr Rogaller, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß die Rogaller-Werke eines der größten Waffenunternehmen der ganzen Welt sind. Wir sind einfach nicht in der Lage, Aufträge woanders unterzubringen."

„Machen Sie mir eine Aufstellung, Mister Severin, welche Konventionalstrafen wir zu zahlen haben, wenn wir unseren Betrieb rücksichtslos umstellen, und legen Sie mir einen Plan vor, welche andere Fabrikationsmethoden wir ergreifen können. Wie lange werden Sie hierbleiben?"

„Ich werde in Chikago von Direktor Holm vertreten. Er ist ein ganz vorzüglicher Kopf, und das Werk ist bei ihm in den besten Händen, so daß es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommt. Ich werde mir Ihre Wünsche durch den Kopf gehen lassen und Ihnen in den nächsten Tagen entsprechende Vorschläge machen."

Richard nickte und sah eine Weile gedankenvoll vor sich hin, dann fragte er:

„Ist ... Mister William Rogaller schon begraben worden?"

„Das Begräbnis findet heute statt."

„Es ist gut. Ich werde das weitere darüber mit meiner Mutter besprechen. Noch eins, Mister Severin: Veranlassen Sie bitte, daß der Privatsekretär meines Vaters, Mister Sheller, und der Notar Erichsen, der meinem Vater behilflich war, sofort nach Europa kommen und mich aufsuchen."

„Sie sind beide bereits auf dem Wege."

„Ich danke Ihnen."

Als Direktor Severin ins Domspatzenhotel zurückkam, wo er die nächste Zeit wohnen würde, stieß er auf Alf Rogaller, der ihn gespannt erwartete.

„Sie kommen von Richard, lieber Jules?" fragte Alf nachlässig. „Wie finden Sie ihn?"

„Erstaunlich verändert. So klar war er noch nie."

„Allerdings, und wie ich hörte, ist eine wesentliche Veränderung eingetreten. Ich bin jedenfalls sehr gespannt, wie die Operation verläuft."

Jules Severin sah Alf aufmerksam an, dann lächelte er. „Ich kann es mir vorstellen, daß Sie sehr gespannt sind, Mister Alf."

„Wir können ganz offen miteinander reden, Mister Severin. Der neue Chef der Rogaller-Werke würde ich sein, wenn Richard Rogaller bei der Operation draufgeht. Aber warum soll ich das wünschen? Ich habe, was ich brauche. William Rogaller hat mir bei Lebzeiten eine Jahresrente von dreißigtausend Dollar gezahlt, und er war immer generös, wenn ich hin und wieder einmal einen Betrag extra benötigte. Ich wünsche Richard herzlich, daß er gesund wird. Aber ich frage mich, lieber Jules, ob — — — Sie das genau so wünschen."

(Fortsetzung folgt)

Heimatecke

Das Dorf in der Warburger Börde

Von Dr. L. Maasjost, Warburg

Wir verlassen Warburg, die Kreisstadt am Rande der Börde, überqueren die Eisenbahn, die den Hellwegstrang über Kassel zum mittleren Deutschland fortleitet, und stehen bald mitten in der Börde; sie dehnt sich zwischen steileren waldgekrönten Gebirgsrändern in flachen Wellen vor uns aus. Abgesehen von jener Feldscheune, die sich fast mächtig auf der Spitze einer Ackerlandschwelle gegen den Himmel abhebt, sehen wir von Siedlungen zunächst nichts. Wir wandern über die Bodenwellen hinweg, die immer wieder vor unseren Augen den Horizont abschließen. Da taucht plötzlich hinter dem Rücken die Spitze eines Kirchturms auf. Zu der Turmspitze gesellen sich bald wohlverschlagene Giebelkanten und die Krone zerstreuter Obstbäume. Schließlich stehen wir auf der Höhe eines Rückens und sehen das Dorf ausgebreitet vor uns liegen. Durch die Lage in einer Mulde, die durch Quellnischen und Bäche bedingt wird, fügt es sich weich und harmonisch in die Landschaft ein, nicht schroff und jäh, wie es oft bei Industriesiedlungen der Fall ist. Wie Kinder in dem Kleide der Mutter, so verkriechen sich die Dörfer in den weichen Falten der großen Getreidelandschaft. Der Boden steigt unter dem Dorfrande allmählich zur Ackerflur an. Auch in der Bodenbedeckung ist der Uebergang langsam und allmählich. In Staffeln geht das Arbeitsfeld in den Wohn- und Siedlungsraum über. Am weitesten greifen die Weidekämpe mit ihren Draht- und Lattenzäunen ins Ackerfeld hinaus. Hinter ihnen folgt ein Garten- und Heckenkranz. Die dritte Staffel bilden die alten und neuen Bauerngiebel, die zwischen den Obstbäumen hervorlugen. Sind auch die zweistöckigen Niederlachsenhäuser mächtig und groß, so bleibt doch alliberragend und allbeherrschend die Kirche mit ihrem Turm, zu dessen Spitze sich allmählich das Dorf über die Weiden, Gärten und Giebel erhebt. Die Kirche liegt mitten zwischen den Bauernhöfen, abseits von der Straße, meist ein wenig über sie hinausgehoben und oft durch ein alt historisches Mauerwerk gegen sie abgegrenzt. Von einem weiten Friedhof umgeben, bildet sie in der Tat eine Stätte der Ruhe und des Friedens zwischen den arbeitsreichen Hofstätten der Bauern.

Drei/vier Hauptstraßen, die von den Nachbardörfern hier zusammeneilen, schneiden den Dorfraum in größere Siedlungsteile auseinander. Diese Straßen sind weit und geräumig. Zwischen der Abflußrinne am Rande und der eigentlichen Baulinie der Häuser dehnt sich meist noch eine angerartige Fläche aus, auf der Wagen und Ackergerät und ganze Erntewagen ihren Platz finden. In den engen Seitenstraßen dagegen, die regellos die Hauptstraße mit einander verbinden oder in das Feld hinauseilen, drängen sich die Bauernhäuser dicht an die Straße heran. Vielleicht findet noch ein Holzstoß oder ein Pflug oder ein versteckter Dorfbrunnen ein wenig Platz. Alles andere ist genutzte Fläche. Baumkronen drängen sich nur über die Mauern und Holzzäune der Gärten ein wenig in das Straßenbild hinein.